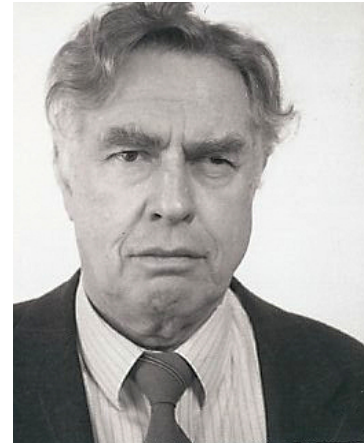


INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Zimmermann, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?

Das war sehr unterschiedlich. Zunächst wuchs ich in Pirmasens auf, doch zu Beginn und nochmals gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Pfalz evakuiert. Ich lebte an verschiedenen Orten in Süddeutschland - zum Beispiel in München und Würzburg - und landete schließlich in Frankental, wo ich 1952 mein Abitur machte. Anschließend ging ich zum Studium nach Heidelberg. Dort belegte ich die Fächer Chemie, Physik und Mathematik, die ich bis zum Vordiplom verfolgte. Mir fiel dann allerdings auf, dass dies nicht die Welt war, nach der ich suchte. In der Schule war Chemie mein Lieblingsfach gewesen, man hatte mir gesagt, dass ich darin später sehr erfolgreich sein werde. So entstand die Idee, das Interesse an der Chemie zum Beruf zu machen, doch das änderte sich dann. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, an der Universität zu bleiben – das schien mir einfach zu vermessen, denn die guten Leute an den Unis oder in der Forschung waren ja oft Nobelpreisträger. Die andere Option - also Arbeit in einem Labor oder einer Fabrik - gefiel mir nicht, selbst wenn viele meiner damaligen Kommilitonen nach dem Studium zur BASF oder einer anderen großen Firma gingen. Ich hingegen kam langsam zur Psychologie und zur Medizin, und von dort zur Ethnologie und Soziologie. Unter W. E. Mühlmann habe ich viele Jahre gearbeitet und promoviert.



Waren Sie der erste Akademiker Ihrer Familie?

Nein, ich war der Zweite. Mein Vater war Justizbeamter und nicht ungebildet, es gab eine gewisse kulturelle Prägung in der Familie. Es existierte die Vorstellung, das Akademische stärker auszuprägten. Auch meine Schwester begann - zwei Jahre vor mir - ein Studium und wurde Psychologin. Mein Bruder, Jurist, war dann der dritte Akademiker der Familie.

Sie erwähnten gerade, dass Sie über die Psychologie zur Ethnologie kamen. Können Sie das etwas näher erläutern?

Am Heidelberger Institut für Soziologie und Ethnologie gehörten die verschiedenen Fachrichtungen zusammen. Ich belegte ab 1959/60 die Hauptfächer Soziologie und Ethnologie, in den Nebenfächern hörte ich unter anderem Klinische Psychologie und Psychiatrie. An das Institut wurde Mühlmann 1960 aus Mainz berufen, er vertrat als Ordinarius beide Fächer.

Können Sie Ihre damaligen Eindrücke von Mühlmann schildern?

Zu Beginn erzählte ich ihm, was ich bis zu diesem Zeitpunkt studiert hatte und wo ich nicht weiter machen wolle. Mühlmann war sofort sehr zugänglich und bestärkte mich in meiner Meinung, nicht das fortzusetzen, worin ich keine Zukunft für mich sah. Er lud mich ein, an sein Institut zu kommen, ein paar Referate zu halten und mich umzusehen, so dass wir einschätzen könnten, ob das etwas füreinander ist. Das habe ich gemacht und er bot mir dann recht schnell eine Hilfsassistenten an. Ich war eigentlich immer in Mühlmanns Nähe und wir sprachen über Vieles miteinander. Wir gründeten das Team für die Süditalien- und Sizilienforschung, welches am Ende aus gut zwanzig Personen bestand. Es wurden viele Reisen gemacht, denn es ging ja darum, die Probleme der europäischen Migration von Süden nach Norden zu untersuchen. Dabei stellte sich auch die Frage nach einer übersichtlichen und relevanten Forschungsregion. Wir hielten Sizilien für ein geeignetes Gebiet, da es kulturell weitgehend homogen umschrieben ist und damals von dort mehrere 100.000 Arbeiter in die nördlicheren Länder Europas gingen – vor allem in die Schweiz, aber auch nach Frankreich und Deutschland. Uns interessierte, inwiefern die sozioökonomischen, politischen und religiösen Hintergründe dieser gut überschaubaren Region entscheidend für die Migration waren. Man konnte recht schnell erkennen, dass es sich nicht um eine reine Arbeitsmigration handelte, sondern viele Faktoren eine Rolle dabei spielten, warum diese vorwiegend jungen Menschen ihr Herkunftsland verließen.

Die Zusammenarbeit mit Mühlmann war stets sehr fruchtbar. Ab 1963 wurde ich sein Privatassistent und hatte daher

weiterhin intensiven Kontakt mit ihm. Er stellte mir beispielsweise die Privatbibliothek in seinem Haus zur Verfügung, wenn er im Urlaub war, so dass ich dort in Ruhe arbeiten konnte. Wir waren sehr verbunden und ich habe ihn als einen äußerst gebildeten Wissenschaftler kennen gelernt. Er hatte ein ungeheures Wissen, nicht nur auf dem Gebiet der Ethnologie und Soziologie, sondern beispielsweise auch in Wirtschaft oder Politik, in Literatur und Geschichte.

Welche Rolle spielten der Sozialreformer Danilo Dolci und sein Engagement in Sizilien bei den damaligen Forschungen?

Dolci galt damals als der „Gandhi Siziliens“. Sein Generalsekretär, Eduard Wätjen, wurde von uns eingeladen. Er kam nach Heidelberg und hielt mehrere Vorträge über die Entwicklungspolitik Dolcis, sowohl bei uns am Institut als auch an der Universität. Ich fuhr dann als Erster 1963 nach Sizilien, um mit Dolci und seinem recht großen Komitee, das auf mehrere Dörfer und Städte verteilt war, zu sprechen. Ich blieb mehrere Monate und bekam dadurch viel von ihm mit. Zum Teil arbeiteten wir dann mit ihm zusammen. Man muss dazu sagen, dass Dolci natürlich nicht nur ein Reformler war, sondern auch sehr ideologisch geprägt. In der Praxis war die Zusammenarbeit aber sehr gut, wir haben viel Unterstützung von ihm und seinen Leuten bekommen, die ja zumeist Einheimische waren und die lokalen Verhältnisse von Grund auf kannten. Durch sie gab es für uns vielerlei Anregungen und die Weitergabe ihres Wissens wurde ermöglicht.

Kamen Sie in Ihrer Zeit als Student unter Mühlmann auch mit anderen bundesdeutschen Instituten in Kontakt?

Eigentlich wenig. Wir hatten eine Weile mit Wien kooperiert, aber mit Ethnologen anderer Universitäten gab es kaum Austausch, höchstens sporadisch. Die Soziologen waren da eifriger und hatten stärkeren Kontakt, doch das Thema europäische Migration wurde in der Ethnologie damals meist abgelehnt. Es war nicht wirklich etabliert und wurde eher von den Soziologen als von den Ethnologen getragen. In Heidelberg, wo beide Richtungen an einem Institut vereint waren, gab es keine allzu großen Trennungen zwischen den beiden Fächern. Und die meisten Mitglieder des Sizilien-Teams waren Soziologen. Man hat sich wirklich sehr gut ergänzt und unterstützt. Man konnte in Heidelberg nicht als Ethnologe arbeiten, wenn man nicht auch eine soziologische Bildung hatte. Das gehörte einfach zusammen.

Gab es auch intellektuellen Austausch zwischen Mühlmann und Ernst Topitsch, oder waren sie nur institutionell verknüpft?

Mühlmann hatte Topitsch ja nach Heidelberg geholt, er war sehr angetan von dessen Denken. Topitsch war ebenfalls sehr gebildet, ein wirklicher Wissenschaftler. Mühlmann und er führten häufig Gespräche und ich glaube, dass sie gut miteinander harmonierten, auch wenn sie verschiedene Charaktere waren. Topitsch war eine Bereicherung für die Soziologie und auch für die Ethnologie, weil er keine strikte Trennung zwischen den Fächern machte. Für ihn war Soziologie auch Kulturanthropologie. Mühlmann und er hatten füreinander eine ganze Reihe von Vorteilen – zum Beispiel wurden viele Seminare gemeinschaftlich geführt. Auch die beiden Assistenten - Dr. Reimann in der Soziologie und Dr. Müller in der Ethnologie - arbeiteten intensiv zusammen. Alles hat sich stark überschritten, weil wir eben der Meinung waren, dass das Ganze kulturanthropologisch zu sehen ist und nicht in isolierte Fachbereiche zergliedert werden sollte. Es war ein sehr befruchtender geistiger Austausch.

Haben Sie 1963 die Auseinandersetzung um Mühlmanns Vergangenheit, die von dem israelischen Journalisten Ben Gavriel in der ZEIT thematisiert wurde, miterlebt?

Eigentlich nicht, ich habe mich kaum darum gekümmert. Ich war zu diesem Zeitpunkt in Sizilien. Ich hoffe, da nichts Falsches zu sagen, aber auch in Heidelberg war das kein großes Thema. Man nahm es zur Kenntnis, und es gab wohl innerhalb der Soziologie eine kleine Gruppe, die sich damit sehr intensiv auseinandersetzte. Es kann sein, dass sie etwas dazu erarbeiteten, aber ich habe von der ethnologischen Seite her keinen Anteil daran gehabt.

Aber hat es Mühlmann nicht zu schaffen gemacht, dass seine Publikationen aus der NS-Zeit quasi an die Öffentlichkeit gezerrt wurden?

Einige Aspekte seiner frühen Schriften wurden natürlich stark in den Vordergrund gestellt und ihm vorgeworfen. Das problematische Verhältnis zu Ben Gavriel lag meiner Meinung nach aber eher auf einer persönlichen Ebene. Ich erinnere mich nicht genau, aber da gab es auch schon eine Vorgeschichte aus der Zeit in Mainz, die später instrumentalisiert wurde. Man attackierte Mühlmann damals ja sehr stark, doch eigentlich waren die Beschuldigungen ziemlich unausgegoren. Es ging nicht um eine fachliche oder politische Auseinandersetzung, sondern um Polemik. So entstanden zwei Fronten. Mühlmann bat darum, ihn aus der Zeit heraus zu verstehen und war auch bereit, darüber zu

sprechen, aber es kam dann zu den üblichen Versammlungen, die damals von einer bestimmten Gruppe ideologisch sehr angeheizt wurden. Es wurde nicht miteinander diskutiert, um zu einem Ziel zu kommen. Mühlmann war darüber natürlich sehr betroffen und hat dann das Institut verlassen. Später hat man versucht, ihn zurück zu holen, doch da er keine Möglichkeit hatte, sich am Institut gegenüber jenen Leuten zu verteidigen, die ihm Vorwürfe machten, versuchte er der Polemik auszuweichen. Das Ganze hatte eine sehr schlechte Wirkung. Es war einfach nicht so, dass man anhand einer fruchtbaren Diskussion lernen konnte, wie man sich in bestimmten Situationen richtig oder falsch verhielt. Für die Frage, inwieweit die Schuldigen wirklich schuldig waren, muss man sich auch das jeweilige Umfeld, die Zeit und das Handeln in der Zeit anschauen, wie es zum Beispiel auch bei Richard von Weizsäcker ersichtlich ist. Es gab Mühlmann gegenüber also diese hoch besetzten Vorstellungen, ohne den Wunsch, sich die Zeit und den Abstand für eine konstruktive Beschäftigung zu nehmen.

Wie ging Fritz Kramer mit Mühlmann um?

Kramer war einer von denen, die sich bei dieser Sache besonders einbrachten und häufig über die Grenzen hinaus schossen. Aber da gab es nicht nur ihn, es war eine ganze Reihe von jungen Leuten damals, alle nur etwas älter als zwanzig Jahre. Sie hatten an sich und der Welt gelitten und brauchten scheinbar diesen Aufhänger, denn alles andere war noch sehr diffus. Die Auseinandersetzung mit Mühlmann war nur einer von vielen Fällen, anhand derer man versuchte, sich die Vergangenheit zu erklären. Kramer war ein kluger Mann, wenn auch sehr emotional bestimmt.

Wie kam Ihnen - Sie sind ja etwa eine halbe Generation älter - das Verhalten dieser jungen Leute vor?

Ich habe ja miterlebt, wovon sie nur gehört hatten: den Krieg. Als ich zehn Jahre alt war, rekrutierte man mich zu den HJ-Einheiten, wo ich alles mit eigenen Augen sah. Es gab viele, die einfach aus Angst mitgelaufen sind. Man kann nicht einfach nur sagen: So und so war es, Schluss. Später war es für mich in den Diskussionen aber schwierig, denn meine Erfahrungen und Vorstellungen wurden nicht unbedingt angehört – das wollte man auch gar nicht. Meine Sicht hätte wohl eher Verwirrung gestiftet als zur Durchsichtigkeit beizutragen.

Anfang der sechziger Jahre wurde in Heidelberg das Südasien-Institut gegründet, Karl Jettmar wurde als Professor berufen. Wie sah die Zusammenarbeit zwischen ihm und Mühlmann aus?

Mühlmann hatte Jettmar ja ursprünglich nach Heidelberg geholt, ans Institut für Soziologie und Ethnologie. Allerdings waren Jettmars Vorlesungen - er sollte im Bereich der Ethnologie lehren - sehr dürftig. Er war nie vorbereitet und die Studenten haben regelrecht rebelliert – einige bezeichneten seine Veranstaltungen gar als „Kaffeekränzchen“. Es gab ziemliche Aversionen gegen ihn. Hinzu kam sein Verhalten Mühlmann gegenüber: Schon vor den Auseinandersetzungen mit der '68er-Bewegung hatte Jettmar auf intrigante Weise versucht, Mühlmann aus dem Institut zu drängen, um es selbst zu übernehmen. Obwohl er mit niemandem wirklich großen Kontakt hatte, konnte er ein paar Leute auf seine Seite ziehen und schaffte es schließlich, das Südasien-Institut mitzubegründen. Räumlich war das neue Institut recht weit von uns entfernt, es lag draußen im Neuenheimer Feld. Neben der physischen Trennung herrschte aber auch eine persönliche, eine emotionale sowie eine intellektuelle Trennung zwischen den beiden Instituten, und ich glaube, Mühlmann und Jettmar hatten dann auch kaum noch Kontakt. Jeder machte schließlich seine eigene Ethnologie, und Jettmar hatte sich für uns nicht als glücklicher Griff erwiesen.

Sie erwähnten vorhin, dass Sie auch Klinische Psychologie und Psychiatrie studierten. Was war die Motivation dafür?

Die Gründe reichen bis in meine Jugend zurück. Während der Kriegszeit hatte ich sehr gute Beziehungen zu italienischen Soldaten. Nach der Absetzung Mussolinis verhandelte Badoglio ja mit den Alliierten über einen Separatfrieden, und so wurden viele Tausend Italiener, die zuvor mit den Deutschen gekämpft hatten, offiziell zu Feinden. Doch ich war mit einigen von ihnen befreundet und einmal retteten sie mich vor dem Verhungern. Später habe ich als Werkstudent in Italien gearbeitet und dabei Italienisch gelernt, was mir bei den Forschungen in Sizilien natürlich zugute kam. Als die ersten Gastarbeiter Anfang der fünfziger Jahre nach Deutschland kamen, habe ich mich um sie gekümmert. Wir gründeten beispielsweise ein »Centro Italiano« und ich bemerkte immer wieder, dass viele dieser Migranten doch sehr unter ihren Arbeits- und Lebensbedingungen litten. Sie boten dabei Krankheitsbilder, die wir nicht verstanden, weil sie meist magischen Vorstellungen folgten. Viele von ihnen kamen aus ländlichen Regionen und hatten noch nie Kontakt mit einem Arzt oder einem Krankenhaus gehabt. Die Diskrepanz zwischen ihrem und unserem Umgang mit Krankheit war oft kaum zu überbrücken. Ich arbeitete also in den Dörfern Süditaliens, um festzustellen, was für die Einheimischen Krankheit, Kranksein und Therapie bedeutet. Damit habe ich sehr früh begonnen, und die Ethnosozologie war so für mich eigentlich Ethnomedizin. Um das aber nicht als interdisziplinärer Dilettant zu

betreiben, schrieb ich mich auch für Psychiatrie ein. Vier Jahre lang dauerte meine gesamte Ausbildung, mit allen Vorlesungen, Übungen und Praktika. Auch meine Promotion, die ich 1972 fertig stellte, schloss an diese Thematik an.

Gab es damals noch andere Studenten in Ihrem Umfeld, die so früh eine Verknüpfung von Gesundheit und Kultur erkannten?

Nein, keine Studenten, aber einige italienische Ärzte. Die Migration aus Südeuropa nach Norden wurde anfänglich unter ganz anderen Gesichtspunkten gesehen: Man brauchte Arbeiter, und sie kamen. Die Ethnomedizin kannte daher zunächst nur zwei Richtungen; einige versuchten wie ich, die verschiedenen Vorstellungen zu vereinbaren, andere meinten, es sei reine Aufgabe der Politik, sich mit Migration und Krankheit zu befassen. Wenn man zu nett zu diesen Leuten sei, würden sie sich am Ende noch wohl fühlen und nie wieder zurück in ihre Heimat gehen. Für mich hingegen war klar, wenn jemand hier lebte und arbeitete und auch krank wurde, dann ist es nicht relevant, ob er wieder nach Hause geht oder wie wichtig er für die deutsche Industrie sein könnte. Ein Kranker benötigt Hilfe. Das bewog mich dazu, mit den Psychiatern zusammenzuarbeiten, was auch recht gut klappte. Zu Beginn waren sie etwas skeptisch, weil ja bestimmte Vorstellungen und Richtungen ihres Faches auf den Kopf gestellt wurden, vor allem in Bezug auf die Frage, ob es psychische Erkrankungen gibt, die kulturspezifisch bedingt sind. Auch die Idee, dass es in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Vorstellungen davon gibt, was Krankheit und Kranksein sei und wie damit umgegangen werden sollte, war für Psychiater natürlich zunächst fremd. Sie waren verwirrt, was die Medizin ja immer zu vermeiden sucht. Doch meist sind es ja die Außenseiter, die ein Fach vorwärts bringen, auch wenn sie oft als Nestbeschmutzer wahrgenommen werden. Das geschah bei mir glücklicherweise nicht, denn ich konnte viele junge Assistenten sowie einige Oberärzte zu einer Zusammenarbeit bewegen. Selbst der Chef der psychiatrischen Klinik in Heidelberg war angetan, und so kollaborierte man mit dem Institut für Soziologie und Ethnologie und seinem Sizilien-Team. Später hat die Ethnomedizin an vielen Krankenhäusern Impulse gesetzt, etwa in Marburg oder Hannover. Man versuchte nicht mehr primär, unsere Vorstellungen von Krankheit auf ausländische Patienten zu übertragen, sondern bemühte sich, die Herkunftskultur zu berücksichtigen. Das fasste langsam Fuß in Deutschland. In Freiburg bildete sich auch eine kleine Gruppe, die transkulturell arbeitete. Diese Leute kamen zwar von der Tropenmedizin, doch sie konnten sich von den bis dato gängigen Vorstellungen befreien und transkulturelle soziomedizinische Ansätze verfolgen.

Förderte Mühlmann Ihren Interessenschwerpunkt oder stand er dieser Thematik ablehnend gegenüber?

Am Anfang war er natürlich skeptisch, es ging ihm etwas zu schnell. Doch dann war er mit Leib und Seele dabei. Er besuchte mich in den Dörfern und Krankenhäusern und wir haben stets sehr intensiv diskutiert. Ich bin in meiner Begeisterung oft ein wenig übers Ziel hinausgeschossen, so dass er mich zurückholte und mir klar machte, dass man nicht sofort losstürmen könne. Doch war er sehr offen für dieses Feld und machte es auch zu seinem eigenen Gebiet. Er sah es als wichtig an, als Ethnologe eben auch ethnomedizinische Aspekte zu berücksichtigen.

Waren Sie von Anfang der sechziger Jahre bis zur Ihrer Promotion 1972 durchgehend am Heidelberger Institut?

Zwischendrin gab es kleine „aushäusige“ Episoden; ich war in Barcelona, Turin und Cambridge. Doch insgesamt gehörte ich die ganze Zeit zum Institut in Heidelberg.

Wie finanzierten Sie sich während der Studienjahre?

Während der Hilfsassistenten bekam ich ein kleines Gehalt, in den Jahren davor hatte ich während der Ferien immer wieder in Italien gearbeitet, als Laborleiter in einer Zementfabrik. Da verdiente ich viel Geld und konnte einen Teil davon für später sparen. Auch als Werkstudent habe ich in Deutschland hin und wieder gearbeitet oder bekam ein Stipendium, und insgesamt brauchte man damals eigentlich sehr wenig Geld. Ich hatte keine allzu großen Ansprüche, alles was ich besaß, passte in zwei Koffer. Die Bücher fürs Studium konnte man sich ausleihen und sonst brauchte ich nicht viel. Es war im Grunde genommen ein recht bedürfnisloses Sein.

Worin bestanden Ihre Aufgaben als Hilfsassistent Mühlmanns?

Mühlmann hat das Institut für Soziologie und Ethnologie ja neu gegründet. Zuvor gab es nur eine Bibliothek, deren Bestand Georg Eckert ursprünglich am Heidelberger Institut für Publizistik aufgebaut hatte. Dort befand sich auch einiges von Max Weber und die Soziologen schätzen die Bibliothek, doch die Ethnosozologie als Fach entstand erst mit Mühlmann. Alle Hilfsassistenten wurden damit beauftragt, die Buchbestände zu sichten, neue zu kaufen und zu ordnen sowie einen Katalog anzulegen. Wir haben manchmal bis tief in die Nacht Bücher verzettelt; jedes Buch musste

nach allen möglichen Gesichtspunkten katalogisiert sein, nicht nur nach Autor und Titel, sondern auch nach Inhalt der einzelnen Kapitel. Damals gab es noch keine Computer und zum Schluss hatten wir etwa 30.000 Zettel für unsere Bibliothek angelegt, die etwa 1000 Bücher umfasste. Außerdem waren die Hilfsassistenten für die Bereitstellung der Vorlesungs- und Seminarmaterialien zuständig, ebenso wie für alle möglichen Verwaltungsaufgaben und Exkursionsvorbereitungen.

Gab es am Institut für Soziologie und Ethnologie auch Gastvorträge, etwa von bundesdeutschen oder internationalen Fachkollegen?

Ja natürlich, Mühlmann war in dieser Hinsicht sehr rührig. Er lud eine ganze Reihe von Leuten ein, aus den USA, aus Italien, aus Frankreich und auch aus Deutschland. Es war ihm stets ein großes Anliegen, auch Denkweisen anderer Kulturen sichtbar zu machen. Er war ja Kulturanthropologe.

Hatten Sie mit Mühlmann eigentlich noch bis zu seinem Tod Kontakt?

Ja, wir trafen uns hin und wieder, bei ihm in Wiesbaden oder auch bei uns. Wir haben uns in den späten Jahren viel unterhalten, persönlich und telefonisch. Er hat bis zu seinem Tod wissenschaftlich gearbeitet. Er nahm bis zum Schluss Anteil an meiner Klinik- und Forschungsarbeit und berichtete von seinen Studien.

Wie ging es für Sie nach der Promotion weiter?

Ich blieb insgesamt bis 1976 in Heidelberg. Ab diesem Zeitpunkt erhielt ich Lehraufträge in Freiburg und war von Heidelberg schon recht abgekoppelt. 1980 zog ich dann vollends nach Freiburg, wo ich als Medizinsociologe arbeitete. Ich war in der Kinderklinik tätig, weil es dort die größten kulturellen Unterschiede in Hinblick auf die Konzeption von Gesundheit und Krankheit gab. Ich war ausschließlich für die ausländischen Patienten zuständig. Sie können sich sicher vorstellen, dass ein Kind nie alleine krank ist. Man bringt es nicht einfach in eine Klinik und geht dann wieder nach Hause. Die Familie wurde also immer einbezogen, auch in unsere Betreuung, und dementsprechend ist die Arbeit mit einem Kinderpatient ganz anders als mit einem erwachsenen Patienten. Bei ausländischen Patienten kommt, wie gesagt, die kulturelle Differenz hinzu.

War es Ihnen trotz dieser Tätigkeit möglich, weiterhin Forschung in den verschiedenen Herkunftsländern der Migranten zu betreiben?

Während dieser Jahre in Freiburg konnte ich nur noch ganz selten zu Feldforschungen aufbrechen. Ich war natürlich immer mal wieder zur „Nachschau“ unterwegs, etwa in der Türkei oder auf Sizilien, wo ich jährlich hinfuhr. Dabei ging es aber mehr um die Evaluation, wirkliche Forschungsarbeit fand primär im Freiburger Klinikum statt. Die Arbeitstage waren immer sehr lang und intensiv. Man konnte mit den ausländischen Familien auch nicht „mal so kurz“ etwas besprechen, meist redete man erst mit Mutter und Kind, dann mit Vater und Mutter, oft wurde dann noch eine Tante oder Patin hinzugezogen. Viele Patienten waren nicht versichert, wir hatten einen enormen bürokratischen Aufwand. Hinzu kamen die Vermittlungen auf den Stationen und die Ausbildung der Pflegekräfte im Klinikum. Auch dabei musste man von vornherein die Weichen stellen, um den Pflegenden zu vermitteln, dass andere Kulturen auch andere Vorstellungen von Krankheit, Kranksein und Krankheitsäußerungen haben. Es gab viel zu tun, doch es war eine wunderbare Arbeit. Ich glaube, dass ich wirklich etwas bewegen konnte.

Andererseits war es oft sehr schwer, denn ich saß irgendwie auch zwischen den Stühlen: Auf der einen Seite stand unsere ethnomedizinische Arbeit, auf der anderen Seite eine ganze Anzahl von Ärzten und Pflegenden, die sozialpolitisch oder religiös äußerst konservativ eingestellt waren. Man sah eben das ganze Spektrum der Gesellschaft. Ich konnte auch nicht - so wie die Oberärzte - einfach etwas anordnen, sondern musste die Leute überzeugen und ihnen verständlich machen, dass es auch andere Denkweisen und Wahrnehmungen gibt. Dazu kam, dass man fachlich gut sein und sich gleichzeitig in die Bedürfnisse der ausländischen Patienten einfühlen musste. Das nahm viel Zeit in Anspruch.

Durch die Ökonomisierung des Gesundheitswesens wurde es zunehmend schwieriger, die ethnomedizinischen Ansprüche gut umzusetzen. Es kam mehr und mehr zu dieser Überdokumentation, auch weil sich alle absichern wollen, damit ihnen später nichts vorgeworfen werden könnte. Ununterbrochen denkt man daran, ob jetzt dieser oder jener Befund wirklich richtig war, und aus Unsicherheit wurde dann oft übertherapiert. Da werden alle möglichen Verfahren und Medikamente eingesetzt, was nicht unbedingt Sinn der Sache ist. Vielmehr ist eine gute Anamnese die halbe Diagnose, und das habe ich auch zu vermitteln versucht. Doch manchmal finde ich in den Krankenakten Anamnesen, die nur aus drei bis vier Zeilen bestehen, weil man sich nicht mal etwas genauer mit dem Patienten beschäftigt hat. Anschließend werden dann viele Stunden mit allen möglichen Verfahren verschwendet. Labor und bildgebende Verfahren sind sicher gut, um ein Bild vom Zustand des Patienten zu erhalten, doch manchmal habe ich den Eindruck,

die jungen Ärzte leben nur in Fakten und der Sorge um ihre Karriere.

Gab es in Freiburg auch eine Zusammenarbeit mit den dortigen Ethnologen unter Rolf Herzog?

Ja, einer der ersten Assistenten am Freiburger Institut für Ethnologie war Mediziner und Ethnologe. Er hieß Winfried Effelsberg, heute ist er Professor an einer katholischen Fachhochschule. Gemeinsam gaben wir verschiedene Seminare, auch mit den Oberärzten aus der Psychiatrie. Das war eine recht fruchtbare Zusammenarbeit, weil ich viel in der Praxis unterwegs war, während die anderen ihre Erkenntnisse aus der Forschung beisteuern konnten. Ich bemerkte zudem, dass unsere Veranstaltungen nur dann gut ankamen, wenn wir unser theoretisches Wissen an klaren Fallbeispielen demonstrieren konnten. Das machte Eindruck und prägte sich bei den Studenten ein, um einen Sachverhalt anschaulicher zu machen.

Waren Sie damals auch beim Aufbau der Arbeitsgemeinschaft Ethnomedizin tätig?

Nein, daran war ich nicht beteiligt. Ich war zwar Mitglied, hatte aber wenig mit der AGEM zu tun, weil ich seit 1980 in diesen wirklich stressigen Berufsalltag eingebunden war. Irgendwann fuhr ich auch nicht mehr so gerne zu Tagungen oder Kongressen, nachdem ich in all den Jahren über 800 Vorträge gehalten hatte. Ich sagte mir, damit sei jetzt Schluss, denn diese Kongresse brachten mir fast nichts. Es war schön, dass sich jene Leute trafen, die ungefähr im selben Feld tätig waren, um sich auszutauschen. Emotional waren die Beziehungen untereinander sehr gut, doch die endlosen Vorträge, von morgens bis abends, da fragte ich mich oft, was am Ende eigentlich dabei rauskommen sollte. Vielleicht war ich selbst auch zunehmend Praktiker geworden und hatte nicht mehr eine so große Hochachtung vor all den Publikationen, die sich um irgendetwas drehten, was mich eigentlich kaum berührte.